

Mitmenschlichkeit und Professionalität.

Flüchtlingsarbeit am Land.

Peter Pantuček / Maria Loley
geschrieben 1997
www.pantucek.com/texte/loley.pdf

Der folgende Beitrag ist Resultat eines Gesprächs, das ich im Dezember 1996 mit Maria Loley führte. Wir vereinbarten, dass ich versuchen sollte, aus dem ausführlichen Interview einen Artikel zu machen. Maria Loley war in den 90er-Jahren durch die vorbildliche Flüchtlingsarbeit bekannt geworden, die sie im Weinviertel auf die Füße stellen konnte. „Ihr“ Projekt, dessen Organisatorin und Seele sie war und ist, erhielt den Preis des UNHCR, des UNO-Hochkommissariats für Flüchtlinge. Bald danach wurde Maria Loley zum Opfer eines Briefbombenanschlags.

Unser Gespräch drehte sich nicht nur um die Flüchtlingsarbeit, die sie bekannt gemacht hat. Wir sprachen über die Bedingungen von Sozialarbeit in einer ländlichen Region, über langdauernde Folgen von Armut und Unterentwicklung, über die dünne Tünche von Zivilisiertheit, die allzurasch abzubröckeln droht. Es war ein Gespräch, das keine falsche Romantik über das Leben am Land aufkommen ließ.

Maria Loley spricht überlegt – und sie spricht nahezu druckreif. Meine Arbeit wurde dadurch nicht erleichtert. Ich musste eine Form für diesen Aufsatz wählen, die meine Gesprächspartnerin zu ihrem Recht kommen lässt. Ich habe Teile des Interview-Textes niedergeschrieben und ergänze ihn durch Kommentare und Einschätzungen. Das ermöglicht mir, Maria Loley auch dort zu würdigen, wo sie es selbst nicht tun würde, und den einen oder anderen Aspekt hervorzuheben, der meines Erachtens für die aktuelle Sozialarbeitsdiskussion besonders bedeutend ist. Maria Loley scheint als Koautorin auf, ihr Beitrag zu diesem Text ist wohl größer als meiner.

Der Umgang mit dem Klienten war stets ein Schwerpunkt für mich. Ich bin nach Niederösterreich gekommen und habe von 1959 bis 1975 am Jugendamt gearbeitet, dann bin ich eingeladen worden, einen Psychosozialen Dienst im Weinviertel aufzubauen. Das war meine letzte offizielle Tätigkeit. Mein Hauptanliegen war, das Image der Sozialarbeiterin in der ländlichen Bevölkerung zu verändern, denn wie ich hergekommen bin war es so, daß die Fürsorgerin das mehr oder weniger gefürchtete Kontrollorgan war, vor der man sich auch schützen muss. Ich will nicht verallgemeinern, aber dieses Element war noch sehr stark in den Begegnungen mit den Klienten. Ich habe in kleinsten Schritten die Art der Kontaktnahme, den Verlauf des Gespräches geändert. Dazu gehörte zum Beispiel das Ansetzen von Sprechstunden, ein Abgehen vom Hausbesuch als alleiniger Form der Kontaktaufnahme. Hausbesuche nicht nur zu den Amtszeiten, sondern auch am Abend. Überlegungen zur Gestaltung des Hausbesuchs.

Maria Loley setzte ausgehend von ihrem durch das Studium der Case-Work-Methode geschärften professionellen Verständnis 7 Jahre lang Schritt für Schritt. Dass ihr der Durchbruch gelungen war, dafür gab es Zeichen: Sie berichtet von einem Klienten, einem alten Herrn, der in die Sprechstunde kam: „Wissen’s, jemand braucht man, der einen schützt vor der Behörde“. Solche Signale sind dann immer öfter gekommen von der Bevölkerung. Sie haben gezeigt, dass ein anderer Kontakt entstanden ist, dass es gelungen ist, Sozialarbeiterin-Klient-Beziehungen – helfende professionelle Beziehungen – aufzubauen, anstelle amtlicher Behörde-Bittsteller-Verhältnisse.

Ich glaube, daß das ein wesentlicher Bestandteil der Arbeit im ländlichen Raum war: Vertrauen aufbauen, mitleben mit den Klienten, mit den Menschen, ausgehen von ihrer Situation, ihnen dort begegnen, wo sie mit ihren Empfindungen leben und stehen; meine Vorstellungen von dem, was der Klient erbringen müsste, zu relativieren, und auszugehen von der Wertbasis des Klienten. Ich erinnere mich daran, wie die ersten Angebote von Case-Work hier Erstaunen ausgelöst haben, dass man Sozialarbeit auch anders verstehen kann.

Durch das Aufbauen von Vertrauen hat sich auch ein Bewusstsein davon entwickelt, dass sie geschützt werden, wie bei dem erwähnten alten Mann. Das einfache Volk am Land hat stark unter Minderwertigkeitsgefühlen gelitten, die sich über Generationen aufgebaut haben. In ihrem Gefühl der Minderwertigkeit haben sie geglaubt, sich schützen zu müssen vor den „G´scheiten“ oder den „Bessern“ – das war ein gängiges Wort: „des is a Besserer“.

Der Minderwertigkeitskomplex ist nicht überwunden. Das gilt vor allem für das Weinviertel, mehr noch für das nordöstliche Weinviertel. Dort ist das am stärkstem im psychosozialen Verhalten der Menschen spürbar. Es ist eine der ärmsten Gegenden Österreichs auch jetzt, aber damals in der Zwischenkriegszeit war das eine unvorstellbare Armut. Es gab einige begüterte Grundbesitzer bzw. größere Bauern, die ihren Betrieb als „Gut“ bezeichnet haben, und viele kleine Landwirte und die noch wesentlich ärmeren Landarbeiter: die Knechte und Mägde, die nicht einmal heiraten durften, weil sie dann nicht voll verfügbar gewesen wären. Der Bauer hat vielleicht noch ein uneheliches Kind toleriert, aber sicher kein Familienleben gestattet. Das war eine drückende Armut einer breiten Schicht der Bevölkerung, die schwerstens arbeiten musste, um überhaupt überleben zu können. Die Wohnungen waren kaum mehr als Erdlöcher, Hütten mit gestampftem Fußboden. Für dieses Wohnen musste dem Bauern unbezahlte Arbeit geleistet werden - oft in einer überzogenen Weise. Diese Leute haben sich schinden müssen, vielleicht ein paar Joch selbst bewirtschaften können, und hatten so nur das Notwendigste zum Leben, nicht mehr.

So hat sich dann auch das Bewusstsein entwickelt: Wir sind einfach die Armen und die Reichen sind die „Besseren“. Dieses Klassenbewusstsein hat sich in der Zwischenkriegszeit nicht so sehr in Aggression ausgedrückt, sondern in einem stumpfen Erleiden. Dieses stumpfe Erleiden brachte auch die emotionalen Kräfte unter Druck. Zu sagen wie einem ist, wie man sich fühlt, das war undenkbar, das hat es nicht gegeben. Und wenn es jemand doch getan hat, wurde es von den anderen als „Spinnerei“ eingestuft. Es ist eine Kultur des Schweigens. So gab es auch eine hohe Selbstmordrate: Niemand hat die Verzweiflung wahrgenommen. Eine innere Isolierung in der Depression. Natürlich war die Depression auch dadurch bedingt, dass der Lebensstandard so katastrophal war, und es keine Chance gegeben hat, darüber hinauszukommen. Da konnte man noch so viel arbeiten, man hat sich nicht verbessern können.

Während des Krieges, unter den Nazis, ist die Armut nicht im vollen Umfang geblieben. Mag sein, dass das auch einen Einfluss auf das politische Denken gehabt hat in Richtung Begünstigung des Nationalsozialismus. Die Kinderbeihilfe hat es damals erstmals gegeben, die Ehrung von Müttern, wenn sie mehr Kinder gehabt haben. Bargeld hat es auch dafür gegeben. Alles andere war dann den Leuten nicht so überlegenwert. Nach dem Krieg hat eine neue Welle eingesetzt, die zum Verfestigen eines solchen Minderwertigkeitsgefühls beigetragen hat. In dieser nordöstlichen Region ist überhaupt nichts passiert. 1955 war der Schutt weg, aber das war auch schon alles. Ich bin 1959 nach Poysdorf gekommen – ich habe vorher in Salzburg gearbeitet. Es gab nur zwei befestigte Straßen. Schlecht asphaltiert die B7, in weit besserem Zustand die Ölstraße, eine Betonstraße, die in das Erdölgebiet im Gänserndorfer Bezirk geführt hat. Alles andere waren Schotterstraßen mit Schlaglöchern, in miesestem Zustand. Bei Außendiensten habe ich bis zu 3 Ersatzreifen gebraucht, ich habe mir ständig Nägel eingefahren. Ich erreichte eine Perfektion im Radwechseln. 10 Minuten Radwechsel, das war meine Norm. So hat sich die Benachteiligung weiter fortgesetzt, bis dann endlich einige beherzte Regionalpolitiker die Notlage der Bevölkerung im Landtag vertreten haben, dann tat sich etwas.

Erst durch die Entwicklung des Pendlerwesens, die Arbeitsmöglichkeiten bei der ÖMV, vorher die „USIA“-Betriebe der sowjetischen Militärverwaltung, da hat zunächst ein neues Erwachen eingesetzt, das aber ganz auf das Materielle bezogen war. Da war die Möglichkeit, Geld zu verdienen. Die Frau musste die Wirtschaft führen, die Männer haben in der Freizeit mitgearbeitet. Aber es kam etwas Geld in die Häuser. Der Rückstand im Lebensstandard konnte aufgeholt werden. Aber die Leute haben nur gearbeitet, um materiellen Wohlstand zu erreichen. Die sowieso nicht entwickelten Kräfte des Gemüts, des Gefühls blieben verkümmert.

Es gibt hier die Haltung „wos i mir söba mocht, des hob i. G´schenkt wird ma nix“. Das ist ein gewisser Stolz auf die materielle Leistung, aber gleichzeitig eine Verachtung für den, der diese Stärke nicht

aufbringt. Die andere Seite dieser Haltung ist der Geiz: „jo ned wos auslossn - des hom wir uns gschoffn“.

Maria Loley lernte unter diesen Bedingungen zu arbeiten. Sie hatte das Gedankengut des „Social Casework“ für sich nutzbar gemacht. Die Bedeutung dieses professionellen Selbstverständnisses lässt sich kaum überschätzen: In einer autoritär organisierten Fürsorge fanden sich beharrliche Frauen, die mit Stolz Sozialarbeiterinnen waren, ein Berufsethos hatten, und sich den Klientinnen und Klienten anders nähern wollten. Sie versuchten ihnen entgegenzukommen, zu verstehen, beschäftigten sich mit der Gestaltung des Settings, versuchten systematisch Vertrauen aufzubauen. Ihr Selbstverständnis war von demokratischer Achtung vor den Menschen getragen, und von Professionalität. Man kann sich vorstellen, dass sie nicht nur auf Verständnis stießen.

Schließlich widmete sich Maria Loley auch dem Aufbau von Familienberatungsstellen in der Region. Auch dabei mussten die besonderen Bedingungen, die spezielle „Kultur“ berücksichtigt werden. So manche waren schon bereit, sich beraten zu lassen, hatten schon Vertrauen in die Sozialarbeiterin. Aber die Angst vor dem, was „die anderen“ reden könnten, war groß – und ist es zum Teil noch heute. Man wollte nicht gesehen werden, wenn man die Dienste der Beratungsstelle in Anspruch nahm.

Maria Loley begnügte sich nicht mit ihrer professionellen Erneuerung der Jugendamtsarbeit und mit dem Aufbau der Familienberatung. Sie sollte auch noch den Psychosozialen Dienst im Weinviertel aufbauen. Auch dabei galt es, Neuland zu betreten, den Vorurteilen und Ängsten der Bevölkerung gegenüber den Psychiatrie-Patienten zu begegnen.. 1976 bis 1979 leistete sie diese Pionierarbeit, dann musste sie krankheitshalber in Pension gehen. Im „Ruhestand“ war sie aber weiterhin als Sozialarbeiterin aktiv, und sie blieb ihrer Heimatregion treu, arbeitete wieder in der Familienberatung mit – und „schlitterte“ schließlich in die Flüchtlingsbetreuung.

Im Jahr 92 hat der Pfarrer gesagt, dass ihn stört, dass die Gastarbeiter so isoliert sind. Zwei Betriebe etwas nördlich von Poysdorf hatten etwa 200 bosnische Gastarbeiter beschäftigt, und zwar schon über 20 Jahre. Die Arbeiter hatten, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ihre Familien nicht hier. Sie haben hier schwer gearbeitet, haben in Jugoslawien ihre Häuser auch gebaut, haben ihren Verdienst in die Hebung ihres Lebensstandards investiert. Diese Gastarbeiter waren gesuchte Arbeitskräfte. Sie waren aber isoliert. Im Pfarrgemeinderat ist die Idee entstanden, für die etwas zu tun. Man müsse mit ihnen ins Gespräch kommen. So wurde eine Sprechstunde eingerichtet, und kurz danach brach der Krieg in Bosnien aus. Zuerst kamen die Familien dieser Gastarbeiter als Flüchtlinge, und wir waren überlaufen. Das ist uns sozusagen passiert. Es ist eine Welle von Flüchtlingen gekommen. Die Familien der Gastarbeiter, und dann die Vernetzung in der bosnischen Tradition: Die Brüder, die Schwestern, die Großeltern und so weiter. Immer mehr sind nachgekommen, so dass man nicht einmal wusste, wohin legen, denn die vorhandenen Wohnungen sind ja in Kürze vollgestopft gewesen.

Die Sprechstunde war überlaufen, und wir haben nicht gewusst, wohin mit den Leuten. Da ist uns die Kirche wirksam entgegengekommen, weil es viele leere Pfarrhöfe gegeben hat aufgrund des Priestermangels. So hat die Häusersuche begonnen und die Mitarbeitersuche. Ich habe in die Kirchen gehen dürfen und um Sachspenden und Hilfe bitten können. So hat sich eine Mitarbeitergruppe aufgebaut, ein engerer Kreis von Helfern. Jeder hatte vor Ort ein oder zwei Familien, die zu betreuen er imstande war. Die Helfer haben ihren Ehrgeiz darein gesetzt, möglichst auch im eigenen Ort das Nötige aufzutreiben. Es gab ja viele leerstehende Häuser, die man verwenden konnte, die wurden revitalisiert. Die Flüchtlinge wurden verteilt auf die Dörfer, es waren nirgends zu viel. Auch die Ängste wurden vorerst abgebaut. Die Menschen sahen, das sind ja eigentlich nette Leute. In dieser ersten Phase sind sich die Weinviertler und die Flüchtlinge mit Herzlichkeit begegnet, die prägend war für das Klima. Die Österreicher haben gelernt, mit den Bosniern Kaffee zu trinken.

So gab es zuerst ein positives Klima. Die Bosnier waren schon da, aber man hat keine Bedrohung der eigenen Existenz durch sie befürchtet. Ich habe viel geworben, vor allem durch das Gespräch von Mensch zu Mensch. Wo ich war, habe ich um Hilfe ersucht und habe erklärt, was wir brauchen. Ich hörte vom Hollabrunner Bezirk, dass dort ein größeres Haus der Landesregierung für die Flüchtlinge angeboten worden war, und die Landesregierung abgewunken habe. Nicht mehr anbieten, habe ich gesagt, ich halte

schon die Hand darauf. Ich bin viel herumgefahren. Meine Mitarbeiter im engeren Team haben eine Findigkeit entwickelt im Aufspüren von geeigneten Häusern. Sie haben mit Ideen, mit Herz, mit Unermüdlichkeit gearbeitet.

Eines meiner Prinzipien hat sicher zum Gelingen beigetragen: Der Helfer ist ebenso ein bedürftiger Mensch. Auch im Mitarbeiterteam geht der Mensch vor. Seinen jeweiligen Problemen gebührt Aufmerksamkeit. So ist eine Zusammengehörigkeit entstanden und eine gute Teamarbeit. Manche Mitarbeiter erlebten natürlich auch Spannungen in ihrer eigenen Familie. Eine Frau hatte zum Beispiel massive Schwierigkeiten mit ihren Kindern, die sich vernachlässigt fühlten.

Aber das gute Klima hielt nicht ewig. Die Flüchtlinge blieben länger, als sich das viele vorerst gedacht hatten. Dazu ist die tiefwurzelnde Angst vor dem Fremden gekommen, weil man in der eigenen Existenz nicht wirklich gut verankert ist, soziale Defizite hat. Die unterschwellige Angstbereitschaft gegenüber allem Neuen ist groß. Ein ganz anderes Beispiel: Die stark befahrene B7 geht mitten durch den Ort Poysdorf, bringt Schmutz und Lärm. Der Plan, eine Umfahrung zu bauen, löste große Ängste aus. Die Autos werden nicht mehr durch den Ort fahren, nicht mehr stehen bleiben, das Geschäft wird geringer. Das Projekt wurde massiv abgelehnt, das Gefühl war, die nehmen uns etwas weg. Es wurden nicht die Chancen gesehen, die darin lagen. Das war die Angst vor dem Neuen.

Zurück zu den Flüchtlingen. Sie waren immer noch da. Sie haben begonnen, ihr Leben zu leben. Sie haben sich alte Autos gekauft, natürlich, das war für sie wichtig, um in die Arbeit zu kommen. Gleichzeitig gab es dann aber weniger Arbeitsbewilligungen, und dann sind die Bosnier im Ort gesessen, auf den Bänken. Andere haben schwarz gearbeitet. Im Weinviertel spielt Schwarzarbeit eine große Rolle. Da gibt es einen Betrieb, der fast ruiniert worden wäre durch die restriktive Vergabe von Arbeitsbewilligungen. Saisonarbeitskräfte waren nicht zu bekommen, Bosnier durfte er nicht beschäftigen.

So war dann der optische Eindruck: Wir müssen arbeiten, und die Bosnier sitzen am Bankerl. Da liegt auch eine Schuld der lokalen Politiker. Niemand von ihnen hat klar argumentiert, dass die ja keine Arbeitsbewilligung kriegen. Die Leute wollten ja arbeiten.

Einen kurzen positiven Aufschwung hat es noch gegeben beim Winzerfest. Einen Tag vorher ist bekanntgeworden, dass wir den Preis des Flüchtlingshochkommissariats der UNO bekommen. Ein Mitarbeiter stieg beim Winzerfest auf die Tribüne und sagte, Leute, Poysdorf steht im Mittelpunkt der Welt. Wir haben diesen Preis bekommen. Er hat das mit Begeisterung vorgetragen. Da war Jubel und noch viele positive Meldungen: Wir sind stolz, dass wir Sie haben.

Aber im Jänner erschien in einem Parteiblatt ein Artikel: „Poysdorf, Hauptstadt der Bosnier“. Vom ersten bis zum letzten Satz war dieser Artikel unrichtig, erlogen, verdreht. 700 Ausländer seien schon in Poysdorf, und die Loley wolle noch 400. Die Flüchtlingshelfer seien wahnsinnig geworden und dächten gar nicht daran, wie die Gemeinde dadurch belastet sei. Millionen habe die Vergrößerung der Volksschule wegen der Bosnier gekostet. In Wirklichkeit wäre die Schule ohnehin erneuert worden, die Flüchtlinge haben dabei überhaupt keine Rolle gespielt. Der Artikel war so raffiniert verfasst, dass das alles geglaubt wurde. Von einem Tag zum anderen war die Stimmung gekippt.

Nun haben sich die rassistischen Ängste artikuliert. „Die Loley waas jo ned, wos de uns ontuat! Do tuats a no scheen den Leitn, des gfoit ihna natirlich, de bleibn donn do, wern do sesssoft.“ So war plötzlich das Stadtgespräch. „De oide Loley, de scho so senil is, dass nimma waß wos uns ontuat.“ Da ist es auch schon so diffamierend geworden. Die Stimmung hat sich rapide verschlechtert, und was besonders schlimm war, dass es keine Gegenstimmen gab in Poysdorf. In Mistelbach haben sich die Gemeinde, die Kirche klar zu Wort gemeldet, in Poysdorf niemand. Nicht einmal der Pfarrer, der ja Initiator der Arbeit mit den Bosniern war.

Es kamen Schmä- und Drohbriefe. In einem waren sieben Mitarbeiter namentlich angeführt. Uns wurde angedroht, wenn wir nicht mit unserer Arbeit aufhörten, würde man uns die Häuser anzünden. Im Brief stand: Wir sehen Euch jeden Sonntag in der Kirche. Spätestens da war klar, dass es intensive Gegner in

der Kirche gab. Der Pfarrer war fassungslos, aber uns war das nicht neu. Manche waren entsetzt, dass es innerhalb der Kirche Leute gibt, die so ausländerfeindlich sind und sich das auch noch öffentlich zu äußern trauen.

Poysdorf ist ein kleinkariertes Landstädtchen, in dem jeder jeden kennt. Meinungsmache gelingt da sehr schnell. „Die nehmen uns jetzt das weg, was wir uns mühsam erworben haben“. „Jeder Flüchtling bekommt ein paar tausend Schilling, das müssen alles wir zahlen, das sind unsere Steuergelder“ – so stand es in dem Artikel. Die Gemeinde werde so stark belastet. Das war unrichtig, mit keinem Schilling ist die Gemeinde belastet worden. Das kam aus einem anderen Budget. Und es waren nicht einige tausend Schilling, sondern bloß 1500,- pro Person. Damit mussten sie ihren Lebensunterhalt bestreiten.

Noch einige Monate vorher hat die Gendarmerie bei einer Podiumsdiskussion gesagt, es gebe keine Probleme mit den Bosniern. Es sind gute Arbeiter. Nach dem Lügenartikel hatte die Wahrheit aber keine Chance mehr. Bei einer öffentlichen Veranstaltung versuchte der Vizebürgermeister einiges richtigzustellen. Er brachte die wirklichen Zahlen, was große Empörung auslöste: „Der hod die Frechheit und liagt bei so ana Veranstaltung uns koid ins G´sicht. Waun 700 do worn, wo warn denn die olle hinkomman in der Zeit.“ Sie haben sich festgehalten an dieser einen Zahl von angeblich 700 Flüchtlingen.

So viele sind einfach von Hass erfasst worden. Eine geistige Strömung, die die Gemüter in Beschlag genommen hat, die Leute haben kein Argument mehr angenommen. Dann kam die Briefbombe. Ich wurde schwer verletzt auf der Bahre aus dem Postamt getragen, draußen sitzt ein Poysdorfer auf einer Bank: „No jo, de hod si jo a aun ka Regel g´hoitn!“

Wir waren die Volksschädlinge. „Schod, dass as ned gaunz dawischt hod,“ habe ich von einer Frau gehört, die Sonntags in der Kirche in meiner Nähe sitzt. Sie hat es später abgestritten. Nie würde sie so etwas sagen. Einzelne Solidaritätserklärungen sind gekommen, aber 80 Prozent der Bevölkerung war gegen uns. So war die Briefbombe nicht ein Einzelfall, sie kam, als wir laufend Drohungen erhielten, auch aus unserer Region.

Das nordöstliche Weinviertel ist eine benachteiligte Region. Wirtschaftlich schwach, auch kulturell ein Randgebiet. Die Nähe zu Wien ermöglicht Pendlern, in die Hauptstadt zur Arbeit zu fahren. Einst war die Landwirtschaft die Hauptquelle der Lebensversorgung, aber der rapide gesellschaftliche und ökonomische Bedeutungsverlust der – industrialisierten und nunmehr hochproduktiven – Landwirtschaft im ausgehenden 20. Jahrhundert hat die Sozialstruktur durcheinandergewirbelt. Vom Weinbau, einer Spezialität der Poysdorfer Region, können heute nur mehr wenige leben. Das Gefühl der Benachteiligung hat sich erhalten, obwohl der Lebensstandard gestiegen ist. Es gibt wenig Auswege. Touristisch ist die Region nicht attraktiv. Die Ostöffnung hat keineswegs, wie dies vorerst gehofft wurde, die Gegenden an der wichtigsten Verbindung in die Tschechische Republik aufblühen lassen.

Die Zukunft einer Region wie dieser scheint diffus. Das Selbstbewusstsein war nie besonders hoch. Die Moderne ist stark genug, um traditionelle Strukturen zu schwächen, zu zerstören. Sie ist zu schwach, um neue und identitätsstiftende hier aufzubauen. Während vom „Globalen Dorf“ diskutiert wird, das angeblich durch die neuen Kommunikationstechnologien entsteht, zerbröseln das Gemeinwesen der wirklichen Dörfer. Die Erfolgreicheren sind außerhalb des Dorfes erfolgreich, ihre Verbindung zum Dorf ist eher gering. Und neue Bewohner kommen: Einige Wiener, die sich hier ein Haus bauen oder ein verlassenes Bauernhaus kaufen und renovieren. Bosnier, um zu arbeiten. Deren große Familien, um zu überleben.

Der Großteil der hiesigen Bevölkerung hatte nie etwas, immer zuwenig für's gute Leben. Und jetzt, wo die Zeiten besser scheinen und die Armut nicht mehr drückend ist, konkurrieren andere um den Platz im Wirtshaus, auf der Dorfbank, in der Gesellschaft und um den Arbeitsplatz.

Es fehlt vielen die Gelassenheit, die für Toleranz so wichtig ist. Das neue, moderne Leben erwies sich als schwieriger, als man dachte. Noch in den 60er- und 70er-Jahren schien es stets bergauf zu gehen. Seither ging es zwar kaum jemals wirklich bergab, aber seit zwei Jahrzehnten wird von Einschränken, Sparen etc. geredet. Von der Ungewissheit und den Unsicherheiten. Das Gefühl der Konkurrenz um den

Arbeitsplatz, um Anerkennung in der Gesellschaft, das Gefühl der Unsicherheit darüber, was die Zukunft bringen wird, ist weit verbreitet, vor allem unter den weniger Erfolgreichen. Und die meisten, die erfolgreich sind, sind es woanders, nicht im Dorf.

Das Dorf ist kein geschlossenes Gemeinwesen mehr und seine Tradition ist zwar nicht tot, aber sie siecht dahin. Die Stimmungslage ist offensichtlich labil. Sowohl das große Ausmaß an spontaner Hilfe für die Flüchtlinge, wie es sie in Poysdorf zuerst gab, als auch das völlige Kippen der Stimmung später wären in der Großstadt schwer vorstellbar gewesen. Zu differenziert ist das städtische Gemeinwesen. In ihm sind immer beide Seiten vorhanden, gleichzeitig, schwächer. Nur an den Rändern der Städte, in den Wohnsiedlungen der Verlierer, finden sich ähnliche Prozesse.

Maria Loley ist aufgewachsen am Dorf, hat die meiste Zeit ihres bisherigen Lebens im ländlichen Raum gearbeitet. Sie hat sich allerdings eine Perspektive erarbeitet, die weit über dörfliche Dimensionen hinausreicht. Zum einen ist es ihre Spiritualität, zum anderen ihr tiefes Verständnis professioneller Sozialarbeit. In ihr finden wir eine nahezu klassische Vertreterin der Haltung des Case Work, das tiefen Respekt vor den KlientInnen mit einem professionellen Verständnis der Rolle der Sozialarbeit vereint.

Von dieser Haltung ist viel zu lernen. Maria Loley, wenn sie von „Mitmenschlichkeit“ spricht, verbindet ihre tiefe Überzeugung von der Würde des Menschen mit der Haltung der Case-Workerin. Es geht ihr um den Aufbau von Vertrauen, um die Zuwendung zu den Menschen, um den Versuch des Verstehens. Wenn wir heute von Lebensweltorientierter Sozialarbeit sprechen, so meinen wir ähnliches: Im respektvollen Dialog mit den Betroffenen ihre Weltsicht und die Struktur ihres Alltags verstehen lernen, um adäquate Unterstützung bieten zu können. Dabei ist die Zuwendung selbst einerseits Voraussetzung dafür, dass Hilfe überhaupt wirksam werden kann („Bedingung der Möglichkeit“, würden die Systemtheoretiker sagen), also Mittel zum Zweck, gleichzeitig aber selbst schon hilfreich für den Betroffenen, weil sie seine Würde respektiert und ihm Hoffnung gibt. Und schließlich, wie Maria Loley richtigerweise feststellt, bereichert dieser verstehende Dialog die SozialarbeiterInnen selbst, lässt sie teilhaben an anderen Weltsichten, Biografien und Erfahrungen.

Maria Loley - wie andere Caseworkerinnen - sieht sich nicht zuerst als Therapeutin, sondern als Mitmensch. Das Visavis, der Klient, ist nicht eine Diagnose, ein Defizit, sondern ein Mitmensch in Not. Zu einem Mitmenschen kann man im Gespräch, in der Beziehung, im Handeln Zugang finden. Sosehr Maria Loley das Gespräch und die Gestaltung der Beziehung betont, bleibt die Arbeit doch nicht beim Gespräch stehen. Es sind elementare und handgreifliche Bedürfnisse, die Menschen haben, und die es zu befriedigen gilt. Maria Loley organisiert Häuser und Kleidung und so weiter. Auch hier ist sie Sozialarbeiterin im besten Sinne. Ihr Werben um Mitarbeit, um Spenden, um Akzeptanz weist sie als eine aus, die Fallarbeit in einem umfassenden Sinne versteht und selbstverständlich praktiziert: Auf der Ebene der SozialarbeiterIn - KlientIn - Beziehung, im Gespräch, aber auch auf der Mesoebene der Feldarbeit, der Organisation, und der Makroebene des Gemeinwesens.

Ihre Geschichte zeigt allerdings auch die Grenzen von Sozialarbeit auf, die erreicht werden, wenn ihr der gesellschaftliche Auftrag, die Akzeptanz durch das Gemeinwesen entzogen wird. Sozialarbeit kann eben nicht die Mängel der Gesellschaft beseitigen. Trotzdem ist es eine Frage des persönlichen und professionellen Selbstverständnisses, gegen menschenfeindliche Tendenzen, den Hass und die Ausgrenzung anzukämpfen. Die Demut gilt dem Menschen, nicht dem Hass.

Maria Loleys Arbeit lehrt, was Sozialarbeit sein kann. Nicht jeder oder jede wird mit so viel Einsatz arbeiten können wie sie, aber ohne Engagement für die Aufgabe und Interesse für die Menschen, gepaart mit einem tiefen professionellen Verständnis der Notwendigkeit der Beziehungsgestaltung lässt sich der anspruchsvolle Auftrag nicht bewältigen. Auch das ist von ihr zu lernen.

Heute lebt Maria Loley in Wien – und ist froh darüber. Die Großstadt bietet Vielfalt, Anonymität, der Hass kann nicht so leicht erdrückend werden. Und sie ist freundlich aufgenommen worden. Sie arbeitet noch mit ihrem Team an der Flüchtlingsbetreuung, ist entsetzt über die Menschenfeindlichkeit vieler Vertreter der Asylbehörden. Sie macht Sozialarbeit. Aktiv. Auch am Land, aber mit gehöriger Distanz dazu.

Literatur

Ertl, Josef (Hg.): Maria Loley über Mitmenschlichkeit. St.Pölten; Wien 1996.

Feldes, Roderich: High-matt - über die Internationalität der Dörfer. In: Allmende Nr. 42/43, Stuttgart 1994.

Müller, C.Wolfgang: Wie Helfen zum Beruf wurde. Band 1 + 2. Eine Methodengeschichte der Sozialarbeit. Weinheim; Basel 1988.